

CLAUDIA SCHREIBER
Emmas Glück

Buch

Noch ein letztes Mal will der sterbenskranke Max das Land sehen, in dem er den einzigen Traumurlaub seines jungen Lebens verbrachte. Um die Reise nach Mexiko finanzieren zu können, bricht er nachts in das Autohaus ein, in dem er bisher gearbeitet hat. Doch er wird dabei überrascht und flieht Hals über Kopf in einem gestohlenen Ferrari. Die wilde Fahrt endet abrupt an einem Baum auf dem Gelände eines einsam gelegenen Bauernhofs, wo das laute Krachen die Bäuerin jäh aus dem Schlaf reißt. Emma, die ihr Leben bislang nur mit den Tieren auf ihrem Hof geteilt hat, zerrt den bewusstlosen Fahrer ins Haus, zieht ihn aus und verarztet ihn – nicht ohne ihn neugierig zu betrachten und zu betasten. Der gut gebaute Mann scheint nicht ernsthaft verletzt zu sein – doch das ist nur die erste glückliche Überraschung, denn in dem schrottreifen Auto findet Emma einen Plastiksack voller Dollarnoten ...

Autorin

Claudia Schreiber, geboren 1958, arbeitete als Redakteurin, Reporterin, Autorin und Moderatorin für den SWF3 Hörfunk und für das ZDF. Heute lebt sie als freie Journalistin und Buchautorin in Köln. Unter dem Namen C. Siebert veröffentlichte sie 1994 das Sachbuch »Moskau ist anders« und 1997 den Roman »Der Auslandskorrespondent«.

Claudia Schreiber

Emmas Glück

Roman



GOLDMANN



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

9. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2005

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Reclam Verlags, Leipzig

Copyright © 2003 by Reclam Verlag, Leipzig

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Zefa

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

An · Herstellung: Str

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-45867-6

ISBN-13: 978-3-442-45867-7

www.goldmann-verlag.de

Für Helmut

Emma sage mir die Wahrheit:
Ward ich nährisch durch die Liebe?
Oder ist die Liebe selber
Nur die Folge meiner Narrheit?

Ach! Mich quälet, teure Emma,
Außer meiner tollen Liebe,
Außer meiner Liebestollheit,
Obendrein noch dies Dilemma.

Heinrich Heine

Emmas Schlafzimmer war ein Saustall: Wäschestücke wucherten aus Schubladen und Schrank, Zeitungshaufen mit unbezahlten Rechnungen waren zu Nachttisch und Hocker geworden, faustgroße Staubflocken tanzten unterm Bett und blieben an angebissenen Brotresten hängen.

Draußen färbte die aufgehende Sonne die Felder rot und der Tau legte sich auf die Gräser. Emma wickelte sich fest in die Federdecke und ließ sich von ihr drücken. Sie beneidete ihre Schweine, die draußen Körper an Körper gepresst im frischen Stroh lagen und im selben Rhythmus atmeten. Ihre Tage waren so herrlich mit Nichtstun gefüllt. Ob spät oder früh, Tag oder Nacht – sie lümmelten sich, suhlten, fraßen, kratzten sich den Rücken genüsslich am Gartenzaun, lagen beieinander, Haut an Haut. Und wenn dieses beneidenswerte Leben ihnen eine Fettschwarte hatte wachsen lassen, verschaffte Emma ihnen einen herrlichen Abgang: kurz und schmerzlos. Der Sinn ihres Schweinelebens erfüllte sich in himmlisch guter Wurst.

Kein Leben auf Erden schien Emma herrlicher, einfacher, sinnlicher, erfüllter, als auf ihrem eigenen Hof ein Schwein zu sein.

Sie stand auf und ging in ihrem verschlissenen Schlafhemd barfuß nach draußen. Der Hahn schritt ihr stolz wie der Dienst habende Offizier des Hofes entgegen. Emma salutierte, worauf er beflissen zu melden schien: »Keine besonderen

Vorkommnisse, Haus und Hof intakt.« Die Katze strich um ihre Beine, bettelte um Zärtlichkeiten und folgte ihr in den Garten.

Überall blühte es, kräftige Stauden säumten den Holzzaun. Zucchini, Paprika, Lauch, Tomaten – alles gedieh prächtig, nichts war von Schnecken zerfressen oder von Läusen bedroht. Emma pflückte ein paar Himbeeren und steckte sie in den Mund. Sie genoss es, mit nackten Füßen die Wärme der feuchten Erde zu spüren. Zufrieden atmete sie die Sommerluft ein und beobachtete eine Feldlerche, die genau über ihr sang.

Im Stall klopfte sie ihrer Kuh zur Begrüßung kräftig auf den Rücken. Um ihren Morgendurst zu stillen, legte sie sich unter den Bauch der Kuh und melkte sich die Milch direkt in den Mund. Die Spritzer trafen nicht immer; die Milch kleckerte auf ihre Augen, ihren Hals, versickerte im Ausschnitt ihres Schlafhemds. Wie ein Kind wischte sich Emma den Mund mit dem Unterarm trocken, selig satt. Anschließend schlich sie in den Hühnerstall und holte drei Eier.

Wie jeden Morgen schaltete sie in der Küche das Frühstücksfernsehen ein und stellte eine Pfanne auf den Herd. Ihr Lieblingsmoderator war dran. Er sagte »Guten Morgen, verehrte Zuschauer«. Aber Emma hörte aus ihrem Gerät sehr deutlich sein liebevolles und ganz persönliches »Guten Morgen, Emma!«. Sie grüßte zurück, wandte sich anschließend lächelnd ab, briet die Eier und schnitt Brot auf.

In diesem Moment fuhr draußen ein Auto vor. Am charakteristischen Klang erkannte sie Henners alte Polizeikarre, einen VW Käfer. Emma wischte ein Guckloch in ihre verschmierte Fensterscheibe, um festzustellen, ob der Dorfpolizist seine Mütze auf dem Kopf hatte oder nicht. Ohne Mütze kam er in friedlicher Absicht, mit Mütze nervte er.

Henner hatte die Mütze auf!

Fluchend griff Emma zum Gewehr, das immer geladen neben ihrem Herd stand, und rannte hinaus, barfuß, in milchverschmiertem Hemd und Unterhose.

Henner stand mit einem großen Briefumschlag in der Hand vor seinem grün-weißen Wagen. Er wusste, er hatte sehr schlechte Nachrichten für Emma und er wusste auch, dass Emma es wusste, weshalb er ihr verzieh, dass sie mit geladener Waffe in der Hand auf ihn zukam und brüllte:

»Willste machen, dass du vom Hof kommst, du Sesselfurzer du!«

Der arme Henner stand zwischen den Fronten: Hinter ihm erhob sich ein fürchterliches Geschrei. Seine Mutter war mitgekommen. Mit ihrem riesigen Hintern quälte sie sich rückwärts aus dem Käfer, und noch zwischen Sitz und Tür eingeklemmt, keifte sie Emma schon an:

»Mein Henner ist hier als 'ne Amtsperson. Der kann dich verklagen, innen Knast bringen kanner dich für'n Sesselfurzer, von wegen Beamtenbeleidigung, du!«

Jetzt erst stand die Alte aufrecht, tauchte aus einer grauen Tabakwolke auf. Ein selbst gedrehter Zigarettenstummel hing in ihrem schlaffen Mundwinkel, aus dem zugleich Speichel rann. Sie sog das Nikotin aus dem Stummel, presste ihre alten Augen zu, weil der Qualm die Schleimhäute reizte, und sagte mit verächtlichem Blick auf Emmas verkleckertes Hemd:

»Wie das wieder aussieht!«

Mit *das* war nicht das Hemd, sondern Emma persönlich gemeint; Frauen waren in dieser Gegend sächlich.

Emma platzte fast vor Wut, hilflos schoss sie in die Luft. Für Henner schien das nichts Neues zu sein, er zuckte

nicht mal. Er schaute nur traurig drein wie ein Hund mit Augenentzündung und flehte seine Mutter an:

»Geh zurück ins Auto, sonst nehm ich dich nie wieder mit.«

Und Emma bat er: »Bitte, mach mir's nicht noch schwerer.« Schweigend deutete er auf den Umschlag, den er in Händen hielt.

»Dein Termin ist festgelegt auf morgen in drei Monaten. Bis dahin musst du geräumt haben. Die Tiere darfst du nicht mitnehmen, die gehören mit rein in die Versteigerungsmasse.«

Emma hob ihre Faust, als halte sie ein Messer: »Ich geb dir gleich 'ne Masse. Wer mir den Hof wegnimmt, den stech ich ab wie ein Schwein. Das schwör ich dir.«

Henner wusste, das würde sie fertig bringen. Diese Frau war gewohnt zu töten. Er drohte hilflos mit dem Zeigefinger:

»Emma, das will ich nicht gehört haben.«

Jetzt zielte sie mit dem Gewehrlauf direkt auf seinen Hosenlatz:

»Hau ab, Henner, oder ich schieß ihn dir ab.«

Henner lächelte scheu und musterte ihr feuchtes Hemd, durch das sich ihre nackte Brust abzeichnete. Ergeben zog er seine Dienstmütze ab und machte ihr mal wieder einen Antrag. Die Worte, die er dafür wählte, versprachen nur in Emmas Gegend Erfolg: »Zieh doch endlich zu mir, du dumme Kuh.«

Emma ließ das Gewehr sinken. Ein weiches Lächeln umspielte ihre Mundwinkel. Henner hatte ihr Herz erreicht.

Der dicke Henner! So klein und hässlich er war, so unterwürfig und schwach, war er doch der Einzige, der sie je gewollt hatte. Beim ersten Mal war er ganze sieben Jahre alt. Sie sechs.

Beide hatten wenig Ahnung. Trotzdem ging er mit ihr ins Maisfeld, das ganze Dorf tat es dort. Mais wurde in dieser Gegend nur aus dem Grund angebaut.

Sie zog ihre Hose runter, legte sich zwischen zwei Reihen hoch gewachsener Stauden und klappte die Beine auseinander. Henner guckte und ...? Tat nichts.

»Jetzt musste dein Ding reinstecken, Henner«, half Emma nach.

»Wo rein?«, dachten beide und verschwiegen einander ihre Ahnungslosigkeit. Henner zog seine Hose runter. Da hing es, klein wie ein Radieschen, und so rund. Und so rot! Emma pflückte einen jungen Maiskolben. Schälte ihn, bis ein Früchtchen in der richtigen Größe übrig blieb. Das reichte sie ihm. Der junge Henner stupste das Gemüse an Emmas Popo, und so hatten sie es also getrieben.

Beide zogen ihre Hosen wieder hoch. Emma streckte Henner die Zunge raus und ging.

Sie wurden erwachsen. Sein Radieschen aber entwickelte sich nicht, blieb rund und rot. Emma wurde schließlich doch noch getroffen: von einem ausgereiften Maiskolben, den Henner lenkte.

Sie mochten sich, die beiden. Waren vertraut miteinander seit vielen Jahren, aber heiraten wollte Emma den Henner nie.

Doch wenn sie ihren Hof verlieren würde? Dann sah die Sache anders aus. Wenn nur diese Mutter nicht wäre, die nicht von seiner Seite wich, die ihn nicht teilen konnte, die noch heute ohne Hemmungen mit ihrer Spucke seinen Mund abwischte, wogegen er sich nicht einmal zu wehren wagte!

Mit Blick auf die Alte, die wieder im Auto Platz genommen und eine neue Zigarette angezündet hatte, sagte Emma gelassen zu Henner:

»Wenn die da wegkommt, kannst du mich haben.«

Henner begann zu stottern. Emma wusste sofort Bescheid. Ihr Gesicht verfinsterte sich, die Züge um ihre Mundwinkel wurden wieder hart. Sie hob das Gewehr und schoss ohne Vorwarnung direkt neben seine Füße, einmal rechts und einmal links.

Henner schüttelte traurig den Kopf und legte die Papiere auf den blutverschmierten Holzblock, auf dem Emma die Hühner köpfte. Ohne ein weiteres Wort stieg er in seinen klapprigen VW und fuhr vom Hof.

Emma schrie hinter ihm her:

»Du bist doch kein Mann, du Radieschen du! Wie kann man in deinem Alter noch mit Mutti ..., das gibt's doch gar nicht!«

Aber kaum war der Wagen hinter den Hügeln verschwunden, verzog sich Emmas Mund und Tränen flossen ihre Wangen hinunter. Sie warf einen flüchtigen Blick auf den großen Briefumschlag. Den würde sie auch nicht öffnen, sie würde das nicht lesen, wollte nicht wahrhaben, was ihr da in Amtskauderwelsch mitgeteilt wurde.

Emma stöhnte, als könne sie ihre Sorgen aus der Seele fegen. Seit zwei Jahren hatte sie keine Rechnung mehr bezahlt. Die Preise fürs Vieh waren gefallen. Sie konnte züchten und schlachten, so viel sie wollte. Was für ganze Generationen zuvor auf diesem Hof gereicht hatte, war für sie allein zu wenig.

Ein Ferkel tappte heran und stupste sie am Bein. Emma ging in die Hocke und nahm es auf den Arm. Schmiegte ihr Gesicht fest in die weichen Borsten und ging mit dem Ferkel im Arm zurück in ihr Haus.

Max wälzte sich im Bett, wieder von seinen Träumen gepeinigt: Eine offene Flasche Rotwein kippte wie in Zeitlupe auf seinen blendend weißen Teppich. Er wollte nach ihr greifen, fasste aber ins Leere. Immer fasste er ins Leere, und immer wachte er an dieser Stelle auf. Schreiend. Denn der Rotwein hatte den Teppich ruiniert. Nie gelang es ihm die Flasche zu fassen zu kriegen. Immer wenn sie gerade kippte, wachte er voller Schrecken auf.

Seine Bücher standen systematisch geordnet im Regal. Ungelesen. Die Bücher, die er las, ließ er sich aus. Seine eigenen Exemplare rührte er nicht an, er wollte sie für den Fall aufbewahren, dass die Stadtbibliothek geschlossen würde. Die Vorstellung, es könnte keine Bücher mehr geben, die er nicht kannte, machte ihm Angst. Alles, was zu Ende gehen konnte, machte Max Angst. Und es waren nicht nur die Bücher. Fast alles in diesem Leben, auf dieser Erde konnte zu Ende gehen. Die Wasservorräte zum Beispiel. Deshalb sparte Max Wasser, wusch sich mit einem Waschlappen im Handwaschbecken. Die Stadtwerke hatten schon zwei Mal seine Wasseruhr gewechselt, sein geringer Wasserverbrauch hatte sie misstrauisch gemacht. Für die Morgentoilette benötigte Max genauso viel Wasser wie für die Kaffeemaschine.

Er frühstückte jeden Arbeitstag um sechs Uhr dreißig und am Wochenende eine Stunde später bei Kerzenschein und klassischer Musik, den Tisch gedeckt wie in einem Fünf-Sterne-Hotel, mit einer Damastserviette, die er kaum beschmutzte.

Das hatten schon seine Eltern so gehalten, diesen kleinen Luxus als Ritual zelebriert und auf diese Art täglich des Glücks gedacht, keinen Krieg und keinen Hunger mehr erleben zu müssen. Es gab nie Müsli ohne Mozart, kein Vivaldi ohne Ei. So war Max von klein auf vertraut mit Kantaten, Präludien und Symphonien – Hauptsache, nicht atonal.

Er hatte einen Speiseplan fürs Frühstück aufgestellt: Montags, mittwochs und freitags gab es Vollkornbrot mit Quark und frischer Kresse, dienstags und donnerstags Haferflocken mit Joghurt natur. Samstags Rührei mit Speck, sonntags einen frischen Obstsalat. Strikt hielt er sich an diesen Plan, es erleichterte ihm das Leben.

Nach dem Frühstück spülte Max sofort das bisschen Geschirr, trocknete es ab und stellte es zurück in den Schrank. Den einzigen Stuhl in der Küche rückte er unter den Tisch, wobei er immer darauf achtete, dass er im rechten Winkel zur Tischkante stand. Nachdem Max die Haustür geschlossen hatte, hauchte er auf die Türklinke und rieb sie mit dem Ärmel seines Mantels blank. Der Messingglanz machte ihn glücklich.

Max ging durch eine Einkaufsstraße, vorbei an Boutiquen, einer Metzgerei und schließlich einem Elektrogeschäft, in dessen Schaufenster gleich zehn Fernseher in verschiedenen Ausführungen flimmerten. Er war auf dem Weg zum Arzt, hatte die Türklingel der Praxis schon gedrückt, die direkt neben dem Elektrogeschäft lag. Da es lange dauerte, bis geöffnet wurde, guckte Max ins Schaufenster zu den Fernsehern. Alle zeigten den Frühstücksmoderator. Max schüttelte den Kopf. Wie konnte man so früh am Morgen schon so viel reden? Wer guckte überhaupt so früh fern?

Er wandte sich ab, schaute den Fußgängern nach, und sein Blick fiel auf die andere Straßenseite. Dort war ein Biergarten. Die Gartenstühle standen kreuz und quer herum, manche lagen sogar am Boden. Es herrschte eine totale Unordnung. Der Anblick machte Max nervös. Endlich surrte der Türöffner der Praxis.

Dr. Deckstein arbeitete gern im Stehen, um die Bügelfalten

seiner Hose nicht zu beschädigen, und glaubte noch mit über vierzig, seine blond gefärbte Tolle immerzu nach hinten werfen zu müssen.

»Wie geht's?«

»Ich hatte wieder Albträume ...«

Der Arzt blätterte in Max' Krankenblatt.

»... Rotwein auf den weißen Teppich, für mich ist das die Hölle, verstehen Sie?«

»Hm. Wir haben die Kontrastdarstellung Ihres Magen-Darm-Kanals vorliegen. Ihre Duodenalschleife zeigt sich leider gespreizt, der Magen ist verdrängt. Die Urinkonzentration der Amylase bestätigt eine akute Abflussbehinderung. Sind Sie eigentlich verheiratet? Haben Sie Kinder?«

»Nein, ich lebe allein, auch meine Eltern sind schon, leider ...«

»Das macht es um vieles leichter. Sie sollten unbedingt in eine Schmerzklinik gehen.«

»Wieso? Ich habe doch gar keine Schmerzen.«

»Sehen Sie, gerade das versuche ich Ihnen zu erklären. Die kommen nämlich noch, die Schmerzen.«

»Wieso, was heißt das?«

»Sie leiden nämlich, das kann ich Ihnen leider nicht vor-enthalten, an einem Pankreas-Karzinom im fortgeschrittenen Stadium.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

Der Arzt machte aus dieser Mitteilung eine Art Quiz. Das schien ihm die Sache irgendwie zu erleichtern.

»Bauchspeicheldrüsenkrebs, sehr schwer zu diagnostizieren, und wenn, dann ist es meistens schon zu spät. So ist das, leider.«

Max verlor jede Farbe.

»Was reden Sie denn da?«, presste er hervor.

»Die Bauchschmerzen, Ihr Gewichtsverlust. Das war es. Sie haben bereits Metastasen in den Knochen, bei Ihnen vor allem im Rücken.«

»Und das bedeutet?«

»Dass Sie starke Schmerzen haben werden. Aber das wird nicht alles sein. Möglicherweise bekommen Sie auch dicke Beine, Thrombosen, Gelbsucht, Durchfall im Wechsel mit Verstopfung, Übelkeit, Erbrechen.«

Dr. Deckstein schob sich eine Strähne aus dem Gesicht und bekräftigte:

»Zum Schluss tut's besonders weh.«

An dieser Stelle hatte der Arzt Anteilnahme einstudiert. Über seinen Schreibtisch hinweg streckte er Max die Hand entgegen. Der ignorierte sie.

»Nun«, erklärte Dr. Deckstein, der seine Hand wieder zurückzog, »wenn es erst anfängt wehzutun, halten Sie es ohne medizinischen Beistand und eine gehörige Portion Drogen nicht aus. Deshalb rate ich ja auch dringend zu einer Schmerzklinik.«

Er suchte auf seinem Schreibtisch nach einem Überweisungsformular und plapperte dabei unaufhörlich vom Pankreas-Karzinom. Er schien ganz vergessen zu haben, dass an der Bauchspeicheldrüse, die ihm da gegenüber saß, noch einer dranhing: Max. Der stand jetzt ohne ein weiteres Wort auf und verließ die Praxis.

Die Welt hatte sich dunkelblau verfärbt. Die zehn Fernseher im Schaufenster des Elektroladens flimmerten hell, der Moderator tanzte mit einem Studiogast Walzer, drehte sich und lachte. Max starrte ihn an, hielt sich an diesem Bild fest. Ihm wurde schwindelig davon. Sein verdrängter Magen hob sich, der Brei im Kopf drehte sich, er wankte. Doch sein Gesicht blieb starr, auch als er trocken und

regungslos weinte. Seine Tränen krümelten auf sein Jackett wie Schuppen. Kleine Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn, seine Lippen zitterten. Er spürte einen starken Brechreiz. Der Moderator tanzte noch immer, lachte. Max musste hier weg!

Mit steifem Gang und wirrem Blick überquerte er die Straße, ohne auf den Verkehr zu achten. Autos bremsen, hupten. Fahrer fluchten. Max sah und hörte das alles nicht.

Er stand jetzt am schmiedeeisernen Tor des Biergartens, drückte dagegen. Es öffnete sich, er ging hinein. Mit ruckartigen Bewegungen, steif wie ein Roboter, begann er, die Stühle an ihren richtigen Platz zu stellen, immer sechs um einen Tisch, zwei an die jeweils lange Seite, einen an die kurze. Rechtwinklig ausgerichtet, mit immer gleichem Abstand von Tischkante zu Stuhllehne. Er arbeitete zuerst in aller Ruhe, dann hektischer, schneller. Schließlich rannte er zwischen den Tischen herum, riss Stühle hoch, richtete sie aus, immer gerade, immer im rechten Winkel, als gelte es, sein Leben gerade zu rücken.

Tische kippten, er verletzte sich, ohne es zu spüren. Max sah die Leute nicht, die hinter dem Zaun stehen blieben und gafften. Er fühlte seine Tränen nicht, nicht den Schweiß, der an seinem Körper herunterlief.

Endlich kamen erste Laute aus dem Mund. Erst winselte er noch wie ein Welpe, dann bellte er seine Wehmut raus: »Nichts nichts nichts nichts nichts. Nichts erlebt, nichts gelebt.«

Max war allein. Keine Frau hatte je an seinem Rücken gelehnt, kein Kind auf seinem Schoß Platz genommen. Er hatte sich nie getraut. Was wäre gewesen, wenn sie ihn eines Tages verlassen hätte? Das Kind mitgenommen hätte? So war er still und starr geblieben, hatte lebenslang

brav und dumm an seinem Tisch gesessen – allein. Und nun war er kaputt. Zerbrochen.

So nahm Max in irrer Verzweiflung und Wut den letzten Stuhl, hob ihn mit beiden Armen hoch, holte weit aus und zerschmetterte ihn mit voller Wucht an einer Tischkante. Das Holz flog berstend auseinander.

Als Max aus dem Tor schwankte, plärrte eine Passantin, den Stuhl müsse er bezahlen.

»Mit meinem Leben«, flüsterte Max.

Der Rotz lief ihm aus der Nase über die Lippen. Er hob seinen Arm und fuhr mit dem Ärmel übers Gesicht.

»Mit meinem Leben.«

Vor dem Mauerfall lag Emmas Hof am Rand von Nirgendwo, seit der Wende im Herzen Deutschlands. Von den Leuten auf beiden Seiten wurde die innerdeutsche Grenze schmerzlich vermisst, waren doch die Feldhasen von den Stromzäunen und Selbstschussanlagen so schön präzise getötet worden. Ihre Leiber lagen morgens auf dem Todesstreifen der Ostseite und wurden von den Volksgenossen regelmäßig auf die Westseite geworfen. Die kapitalistischen Bauern bedankten sich für diese Sonntagsbraten mit Wurfgeschossen aus Bananen, die sie in Seidenstrümpfe eingewickelt hatten.

Die Gegend wird Hessisch-Sibirien genannt. Eine zutreffende Bezeichnung. Man musste nämlich wie ein russischer Eisangler tiefe Löcher ins Packeis bohren, um hier auf Gastfreundschaft, Güte und Toleranz zu treffen.

Wenn fremde Menschen hier verweilten, dann als Unfall-opfer im Kreiskrankenhaus. Die prächtigen Alleebäume

an der Bundesstraße garantierten eine effektive Bettenbelegung. Freiwillig hielten hier nur niederländische Touristen, die auf ihrer Fahrt in den Süden kurz die Kaffeemaschine anwarfen.

Die friedlichsten Seelen der Gegend fand man in Gaststätten. Dort saßen Männer in immer derselben Haltung über ihr Pils gebeugt und schwiegen gesellig miteinander.

Die einzige Mode, die diesen Landstrich erreichte, waren nicht Kleider oder Röcke, sondern, mit welcher Sorte Alkohol man sich pro Saison voll laufen ließ. Es gab, immer als Mitgift zum Bier, die Apfelschnaps-Ära, die Persiko-Phase, Cola-Rum-Saison oder sogar einmal eine Pinacolada-Epoche, als der Landfrauenverband von einer Studienfahrt nach Hannover zurückgekehrt war. Wein trank man nur im Altersheim; als edler Tropfen wurde geschätzt, was süß und dickflüssig war wie Gelee.

Gegessen wurde was Ordentliches: Fleisch und Wurst, Kartoffeln, roher Schinken und Wildbret mit Birnenhälfte und Preiselbeeren. Als Verzierung war gerade noch Salat erlaubt, aber in Sonnenblumenöl und Weinessig schwimmen musste er. Gemüse wurde so lange gekocht, bis es dieselbe Konsistenz hatte wie die holländische Soße, in der man es ertränkte.

Großzügig zeigte man sich zu Hochzeiten, Polterabenden, runden Geburtstagen oder Beerdigungen. Jeden Besuch dazwischen wertete man als Überfall. Der frisch gebackene Zuckerkuchen wurde dann hektisch in der Speisekammer versteckt, die noch warmen Kreppel unter Geschirrtüchern verborgen, die Wurst samt Schinken in den Brotkorb geworfen. Wenn der Gast partout nicht weichen wollte, stellte man ein Glas Salzstangen auf den Tisch und reichte Himbeersirup mit Leitungswasser.

Fisch aß man nur, wenn die Zahnprothese gebrochen war. Außer, man hatte ein paar Dutzend Forellen aus den Fischteichen der Nachbardörfer angeln können. Die wurden aber nicht gekocht oder gegrillt, sondern allenfalls geräuchert auf frischem Brot gegessen. Für diese geklauten Fische bauten Bauern eigens Räucheröfen. Eigene Fische bekamen nie die rechte Würze.

In dieser Gegend galt das Matriarchat. Männer taten sich wichtig in Jagdgesellschaften, Schützenvereinen, an Stammtischen, bei der Feuerwehr oder Ortsversammlungen. Aber die Herrschaft gehörte den Frauen. Sie besprachen untereinander, wer von ihren Männern Bürgermeister oder Ortsvorsteher würde. Wann man die Kerle schicken sollte den Weizen zu mähen und wann man zu C&A in die Stadt fuhr.

Das Hoheitszeichen der Frauen war die Konfektionsgröße, die bei 48 begann und getrost auf 62 zu steigern war. Man nannte sie Trümmer, von Trumm, Brocken. Die Breite einer Trümmerfrau wird durch dieselbe Handbewegung beschrieben, die man vom beliebten Kinderspiel *Komm-in-meine-Arme* her kennt.

Gezüchtet wurde solch eine Leibesfülle mit Torten, traumhaft guten, selbst gemachten Sahne-Nuss oder Kiwi-Creme oder Frankfurter Kranz oder Schokolade-Heidelbeer oder Windbeutel. Die wurden in tagelanger Arbeit liebevoll zu allen Festen gebacken, verziert und aufgetragen. Für eine Gesellschaft, die am Abend auch noch ein ungeheuerliches Maß an Kartoffeln und Fleisch, ersticktem Gemüse oder schwimmendem Salat verdrücken musste, für solch eine Gesellschaft kalkulierte man pro Kopf eine halbe Torte.